



DEANA
ZINBMEISTER

DIE GABE
DER JUNGFRAU

DER SCHWUR
DER SÜNDERIN

Weltbild

Deana Zinßmeister

Die Gabe der Jungfrau
Der Schwur der Sünderin

Die Autorin

Deana Zinßmeister widmet sich seit einigen Jahren ganz dem Schreiben historischer Romane. Bei ihren Recherchen wird sie von führenden Fachleuten unterstützt, und für ihren Bestseller »Das Hexenmal« ist sie sogar den Fluchtweg ihrer Protagonisten selbst abgewandert. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern im Saarland.

Deana Zinßmeister

Die Gabe der Jungfrau

Der Schwur der
Sünderin

2 Romane in 1 Band

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Die Gabe der Jungfrau

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Deana Zinßmeister

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Wilhelm Goldmann Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Der Schwur der Sünderin

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Deana Zinßmeister

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Wilhelm Goldmann Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: www.buerosued.de

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-027-2

2021 2020 2019 2018

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Deana Zinßmeister

Die Gabe der Jungfrau

Roman

Weltbild

Für meinen Mann
Helmut
und
in Erinnerung an vier
»echte Pfälzer Buben«
und »ein Mädchen ohne Namen«

Einer tritt vor.
Sein Mund ist ein brennendes Tor,
D'raus schreiten Worte glühend rot;
Bauer, dich hungert, wer hat dein Brot?
Bauer, dein Rücken ist krumm.
Wer schändet dein Weib und macht dich stumm?
Da braust's in das Land, über Stein, Feld und Moos:
Hütet euch, Herren, der Bauer ist los!
Und ein Sturm bricht aus dem Dorfe vor –
Schlägt Flammen und Blut zu den Sternen empor.

Alfons Petzold
(aus dem Gedichtband »Der stählerne Schrei«)

Prolog

Frankenhausen, 1525

Unaufhaltsam liefen dem jungen Mann Tränen über die Wangen, und wie den Regen spürte er sie nicht.

Keuchend saß er inmitten eines Waldstücks an einen Baumstamm gelehnt und presste den erstarrten Körper an sich. Der Halbmond erhellte den Nachthimmel, sodass er das Gesicht des Toten klar erkennen konnte.

Fast lautlos flüsterte er den Namen des toten Mannes und wischte mit seinen schmutzigen Fingern die Schlammkruste aus dessen Gesicht. Er verrieb den Moder auf der Haut, bis die Stirn des Toten fast sauber war. Dann drückte er seine Lippen darauf.

Weder die fahle Haut noch der Geruch störten ihn, denn es war sein Bruder, den er wie ein Kleinkind in den Armen hielt. Wieder berührte sein Mund die Stirn des Toten – ein letzter Kuss von Bruder zu Bruder.

Mit letzter Kraft und unter großer Anstrengung hatte er ihn seinem nassen Grab entrissen – ihn mit seinen eigenen Händen aus dem Erdboden geholt.

Der junge Mann spürte weder die Verletzungen, die er sich dabei zugezogen hatte, noch das Brennen der feinen Wunden auf den Fingerkuppen, wo er sich beim Graben die Haut abgerieben hatte. Auch den pochenden Schmerz, den seine tief eingerissenen Fingernägel verursachten, beachtete er nicht.

Für ihn zählte nur, dass sein Bruder nicht mehr in fremder Erde lag. Jetzt war es an der Zeit, dessen letzten Wunsch zu erfüllen und ihn heimzubringen.

Gegenseitig hatten sie sich dieses Versprechen gegeben – damals, bevor sie in diesen verdammten Krieg gezogen waren, weil der Vater es von ihnen verlangt hatte.

»Bist du nun zufrieden, Vater?«, hätte er am liebsten in die Nacht hinausgeschrien. Doch er blieb stumm. Stattdessen fuhr er sich mit der Hand über die Augen und wischte die Tränen und die Erinnerung fort.

Die Zeit drängte. Es war bereits kurz nach Mitternacht, und er hatte noch viel zu tun.

Behutsam legte er den Leichnam seines Bruders auf den nassen Boden, stand auf und lockerte die steifen Glieder. Nun spürte er den Schmerz, doch er schenkte ihm keine Beachtung, sondern fasste den Toten unter den Armen, um ihn tiefer in den Wald zu ziehen. Erschrocken stellte er fest, dass dabei die Fersen der Leiche verräterische Spuren im aufgeweichten Boden hinterließen. Doch dann sah er, wie der Regen Tannennadeln und Laub über die Vertiefungen spülte und sie wieder verwischte.

»Als ob die Natur meinen Plan gutheißen würde«, dachte er und zog seinen Bruder weiter ins dichte Gehölz. Dann hatte er einen geeigneten Platz für sein Vorhaben gefunden.

Vom Schweiß der Anstrengung und vom Regen durchnässt, betete er den Toten behutsam zwischen zwei Bäume und sah sich um. Zufrieden nickte er und flüsterte kaum hörbar: »Hier soll es sein! Hier werde ich mein Versprechen einlösen.«

ERSTER TEIL

Mehlbach, ein kleiner Ort in der Kurpfalz, 1525

Die Luft war eisig und brannte doch wie Feuer in der Lunge der jungen Frau. Das flachsblonde Haar fiel strähnig und feucht auf ihre schmalen Schultern. Scheu schaute sie sich um.

Rauchschwaden hingen wie Nebel über der schneebedeckten Ebene, deren Erde wie mit Blut getränkt schien. Aufgespießte und zerstückelte Leiber von Toten, die ihr Leben auf dem Schlachtfeld ausgehaucht hatten, lagen zu Tausenden im Tal. Verwundete wanden sich schreiend in ihren Schmerzen.

Als die junge Frau eine Bewegung wahrnahm, wandte sie den Kopf zur Seite. Sie sah einen Reiter, der sein Schwert wie zum Angriff über dem Kopf schwang und auf die verwundeten Männer zugaloppierte. Mit gezielten Hieben tötete er die am Boden liegenden Verletzten.

Verzerrt drangen die Schreie der Männer zu ihr herüber, berührten sie jedoch nicht. Gleichgültig wandte sie ihre Aufmerksamkeit von dem Reiter ab und ließ den Blick über das Schlachtfeld schweifen.

Die junge Frau wusste nicht, wie sie an diesen Ort gekommen war und was sie hier sollte – zumal sie die einzig Unbeteiligte zu sein schien.

Als sie weitergehen wollte, glaubte sie auf der Stelle zu treten. Ihre Beine fühlten sich an, als ob sie durch Pfützen aus Blut, das ihr bis zu den Knien spritzte, watete. Sonderbarerweise schien es sie aber nicht zu stören. Auch das Blut ihr weißes Gewand rot verfärbte, berührte sie nicht. Nur die vielen Toten um sie herum waren ihr unheimlich. Plötzlich stand sie dicht vor einem Toten. Er lag auf dem Bauch, und sie konnte sein Gesicht nicht erkennen.

Ihr Herz raste vor Angst, dass der Tote kein Unbekannter sein könnte. Zögerlich drehte die junge Frau den Leichnam auf den Rücken

und blickte in die gebrochenen Augen eines Fremden. Auch das Gesicht des nächsten Toten war ihr nicht vertraut. Sie beugte sich über jeden leblosen Körper, über den sie hinwegsteigen musste – jedes Mal von Furcht erfüllt, dass es ein bekanntes Gesicht sein könnte.

Nachdem sie in zahllose tote Gesichter geschaut hatte, ließ sie den Blick über das Feld schweifen.

Rauch breitete sich aus, und nur noch schwach drangen die Schreie und Stimmen der Sterbenden an ihr Ohr. Erschöpft sank sie mitten hinein in eine Pfütze aus Schneematsch und Blut, was sie aber nicht zu erschrecken schien.

Und dann erblickte die junge Frau in der Mitte des Feldes einen jungen Mann. Er war niedergekniet, hatte seine Lanze als Stütze vor sich in den Boden gestemmt und hielt den Blick gesenkt. Sein Körper zitterte, und er blutete aus einer Wunde am Kopf. Obwohl sie sein Gesicht nicht sehen konnte, schien er ihr auf Anhieb vertraut.

Ein zweiter Mann stand neben dem Jüngling, versuchte ihm aufzuhelfen und redete auf ihn ein.

Zuerst verstand die junge Frau nur undeutlich, was er sagte, doch dann drangen die Worte »Es ist vorbei! Lass uns nach Hause gehen!« an ihr Ohr.

Sie glaubte die Stimme zu kennen, doch sie konnte ihr kein Gesicht zuordnen. Als sie den beiden Männern etwas zurufen wollte, kamen keine Laute über ihre Lippen.

Sie sah, wie der kniende Mann den Kopf schüttelte. Mit gebrochener Stimme sprach er: »Nun werden wir auf fremdem Boden sterben und in fremder Erde beerdigt werden!«

Bei diesen Worten brannten Tränen in den Augen der jungen Frau. Doch dann ergriff sie blankes Entsetzen, denn sie sah, wie der Reiter mit dem Schwert auf die beiden Männer zugaloppierte.

Sie erkannte die Gefahr und wollte die Ahnungslosen warnen, wollte auf sie zulaufen. Doch es war, als trete sie auf der Stelle. Völlig außer sich riss sie die Hände in die Höhe, um zu winken, damit die beiden Männer die Gefahr erkennen würden.

Der fremde Reiter kam näher und näher. Erbarmungslos schwang er das Schwert über seinem Kopf. Da endlich lösten sich ihre Füße vom Boden, und sie rannte auf die beiden Unbekannten zu. Doch als sie kurz vor ihnen zum Stehen kam, bemerkte sie, dass die beiden Männer sie nicht wahrzunehmen schienen. Keiner der beiden zeigte eine Regung, gerade so, als sei sie unsichtbar. Dann flüsterte der am Boden Kniende: »Ich werde meine Liebste nie wieder sehen!«, und blickte ihr dabei geradewegs in die Augen. Voller Entsetzen erkannte die junge Frau nun den Verwundeten.

Schon spürte sie das Schnauben des Pferdes im Nacken, als ein Schrei sie aufschrecken ließ.

»Anna Maria, wach endlich auf! Herrgott Mädchen, du schreist ja den ganzen Hof zusammen.«

Erschrocken und verwirrt schaute Anna Maria in die weit aufgerissenen Augen von Lena, der Magd.

Ungläubig sah sie an sich herunter. Kein blutverschmiertes Kleid, kein Schlachtfeld, auf dem sie stand. Sie lag in ihrem Bett – daheim auf dem elterlichen Hof. Sie hatte nur einen furchtbaren Traum gehabt.

Doch als sie an die Worte dachte und sich an den Ritter mit dem Schwert in der Hand erinnerte, begann ihr Herz zu rasen. Angst schien ihre Kehle zuzuschnüren.

»Sie sind in Gefahr und ahnen es nicht!«, flüsterte sie. Tränen verschleierten ihren Blick, als sie aufsprang und rief: »Ich muss sie warnen! Sonst werden sie sterben!«

»Wen musst du warnen? Wer ist in Gefahr?«

»Meine Brüder! Peter und Matthias!«

Ungläubig sah die Magd das Mädchen an. »Wie willst du das wissen?«

»Ich habe sie gesehen – mein Traum hat es mir verraten. Ich muss sie suchen.«

Schon war Anna Maria aus dem Bett gesprungen und wollte an der Magd vorbeistürmen. Diese ergriff ihr Handgelenk, um sie aufzuhalten.

»Mädchen, du sprichst wirres Zeug? Es war nur ein Traum!«

»Es war nicht nur ein Traum!«, antwortete Anna Maria mit ernster Stimme.

»Wo willst du sie suchen? Etwa auf dem Schlachtfeld? Als Frau? Anna Maria, das ist dummes Zeug.«

Wütend sah das Mädchen Lena an und wand sich aus deren Umklammerung. Unbeirrt begann es sich anzukleiden.

Die Stimme der Magd klang nun verärgert: »Deine Brüder kämpfen auf Geheiß eures Vaters bei diesen Aufständen. Er würde nie und nimmer gestatten, dass sie nach Hause kommen, nur weil du glaubst, dass sie in Gefahr sind. Du würdest deinen Vater und auch deine Brüder zum Gespött der Leute machen.«

»Verstehst du nicht? Sie werden sterben, wenn ich sie nicht heimhole!«

»Herrgott, Anna Maria, nimm Vernunft an. Selbst wenn du eine Vorsehung hattest, wie willst du ihnen helfen! Du bist eine Frau und gibst dich nur selbst in Gefahr! Vielleicht sind sie schon tot!«

»Nein, sind sie nicht! In meinem Traum war die Erde schneebedeckt, doch jetzt ist Ende September. Ich muss sie gefunden haben, bevor der erste Schnee fällt.«

Als die Magd Anna Marias entschlossenen Blick sah, wusste sie, dass nichts und niemand das Mädchen aufhalten konnte. Lena wusste, wie sehr Anna Maria ihre beiden Brüder liebte. Schon seit frühester Kindheit hatten die drei immer zusammengehalten. Als die Mutter starb, waren Anna Maria deren Aufgaben und Pflichten zugefallen. Besonders für ihren jüngeren Bruder Matthias fühlte sie sich verantwortlich und mit ihrem älteren Bruder Peter verstand sie sich ohne Worte. Lena ließ Anna Marias Arm los.

Für einen Moment schloss die Magd die Augen und atmete tief durch. Dann sah sie Anna Maria an und sagte: »Nun gut, erzähl mir deinen Traum!«

Noch am selben Vormittag suchte Anna Maria ihren Vater in der Stube auf. Daniel Hofmeister stand am Fenster und rief dem Gesinde die letzten Anweisungen zu. Als sie ins Zimmer trat, fragte er überrascht: »Was willst du?«

Seit dem frühen Morgen hatte Anna Maria sich das Gespräch mit dem Vater in Gedanken zurechtgelegt. Sie wusste, wie sie es beginnen und wie sie seine Einwände niederreden wollte. Doch jetzt, als sie vor ihm stand, versagte ihr die Stimme.

Hofmeister baute sich vor seiner Tochter auf, stemmte die Hände in die Hüften und sah sie herausfordernd an. Als noch immer kein Ton über ihre Lippen kam, fuhr er sie an: »Bist wohl in Schwierigkeiten, was?«

Entsetzt schüttelte Anna Maria den Kopf, schwieg aber weiter. Der Bauer verlor nun endgültig die Geduld und raunzte mürrisch: »Verswinde und mach dich an deine Arbeit!«

Anna Maria wusste, dass sie jetzt etwas sagen musste, sonst wäre die Gelegenheit vertan. Stockend erzählte sie von ihrem Traum und dem Plan, die Brüder zu retten.

Schweigend hörte Hofmeister ihr zu und zeigte keinerlei Regung. Als sie geendet hatte, drehte er sich zum Fenster. Anna Maria stand da und wartete. Nach einer Weile fragte sie leise: »Vater, gibst du mir deinen Segen?«

Er blickte sie wieder an, und seine Augen waren kalt.

»Wie kannst du erwarten, dass ich solch einen dummen Plan billigen würde? Da draußen herrscht Krieg. Gesinde, Bauern und Söldner kämpfen für die Rechte der armen Leute. Glaubst du, dass sie auf ein dummes Mädchen Rücksicht nehmen würden? Wie kannst du Weibsbild glauben, dass du die beiden Burschen finden würdest? Du weißt von der Welt da draußen gar nichts! Dein Platz ist hier auf dem Hof – nirgends sonst!«

Als er sich wieder umdrehen wollte, schrie Anna Maria: »Du hast sie in ihren Untergang geschickt, obwohl ich dich angefleht habe, sie

nicht ziehen zu lassen. Sie haben keine Erfahrung und müssen für etwas kämpfen, was du für richtig hältst. Warum bist du nicht selbst gegangen?» Zorn lag in ihrer Stimme.

Bevor Anna Maria in der engen Kammer zurückweichen konnte, war der Vater mit einem Schritt bei ihr und gab ihr eine schallende Ohrfeige. Ihr Gesicht brannte wie Feuer, doch sie jammerte nicht und fasste sich auch nicht mit der Hand an die Wange. Mit trotzigem Blick sah sie den Vater an.

Hofmeisters Gesichtsausdruck war hart geworden. Anna Maria erkannte, dass er sich beherrschen musste, denn er hielt die Hände zu Fäusten geballt.

Sie fürchtete, dass er von seiner Meinung nicht ablassen würde, deshalb sagte sie gefasst: »In der Nacht, als sich Mutter von mir verabschiedete, habe ich ihr geschworen, dass ich auf meine Brüder aufpassen würde.«

Als ihr Vater aber selbst bei der Erwähnung der Mutter keinerlei Regung zeigte, verließ Anna Maria ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Gegen Abend kam Anna Marias jüngster Bruder Nikolaus zu ihr in den Hühnerstall gelaufen und sagte außer Atem: »Der Vater will dich in seiner Stube sprechen. Sofort!«

Anna Maria drückte dem Zehnjährigen den Futtereimer in die Hand und eilte ins Haus. Zaghaft klopfte sie an die Tür und trat auf Geheiß des Vaters ein.

Wieder stand er am Fenster und schaute sie ernst an. Die Härte war aus seinem Gesicht verschwunden. Anna Maria hatte sofort den Umhang auf dem Bett entdeckt, ebenso den Wanderstab. Auch war die Truhe geöffnet, das Allerheiligste des Vaters, zu der nur er den Schlüssel hatte. Bevor Anna Maria darüber nachdenken konnte, was das wohl zu bedeuten hatte, sagte der Vater mit ernster Stimme: »Anna Maria, ich werde dir meinen Segen geben!«

Die Augen des Mädchens weiteten sich ungläubig, und es wollte etwas erwidern. Doch der Vater hob die Hand, damit es schwieg.

»Allerdings«, fuhr er fort, »wirst du dich erst auf den Weg begeben, wenn ich es dir sage!«

»Warum, Vater? Jeder weitere Tag, den ich warte, ist vertan!«

»Herrgott, Anna Maria, musst du immer widersprechen? Kannst du dich nicht ein Mal fügen?«, fragte er ungehalten. Erschrocken sah sie auf, doch sein Blick ruhte verständnisvoll auf ihr. »Ich werde versuchen herauszufinden, wohin deine Brüder gegangen sind. Es gibt viele Möglichkeiten, und deshalb ...«

»Wie willst du das in Erfahrung bringen?«, wurde er von seiner Tochter unterbrochen.

Hofmeister seufzte vernehmlich und sagte mehr zu sich: »Du lässt mir tatsächlich keine andere Wahl.« Dann fuhr er an seine Tochter gerichtet fort: »Auch ich habe in jungen Jahren für die Rechte der armen Menschen gekämpft.«

Wieder unterbrach ihn Anna Maria: »Wann soll das gewesen sein? Du bist doch nur zu Wallfahrten aufgebrochen. Nie habe ich gehört, dass du auch gekämpft hast.« Zweifel lag in ihrer Stimme.

Hofmeister forderte seine Tochter auf, sich auf das Bett zu setzen, und nachdem er neben ihr Platz genommen hatte, wählte er seine Worte mit Bedacht: »Ja, das ist wohl wahr, Anna Maria. Niemand weiß davon! Auch deine Mutter hatte nichts gehaut. Deshalb werde ich dir nur so viel verraten: Nicht alle Wallfahrten führten mich ins Heilige Land. Schon bevor ich deine Mutter kennengelernt hatte, zog ich als Landsknecht übers Land. Deshalb kenne ich die Gefahren und weiß, was dich da draußen erwarten wird. Du hast gefragt, warum ich nicht selbst gegangen bin? Ich bin alt und habe genug gekämpft. Meine zwei Buben haben mein Erbe angetreten und werden für unsere Rechte kämpfen! Du glaubst, dass ich sie gezwungen habe? Nein, Anna Maria, sie gingen freiwillig, und nichts und niemand hätte sie aufhalten können. Sie fühlen denselben Drang, den ich als junger Mann gespürt habe. Nur deshalb ließ ich sie ziehen. Ich lasse auch dich gehen, weil ich weiß, dass nichts und

niemand dich aufhalten kann.« Er lachte auf und klopfte ihr auf die Schulter.

»Nimm folgende Ratschläge von mir an, Tochter! Kleide dich mit meinem Pilgerumhang, und nimm meinen Pilgerstab. Wallfahrer werden geachtet, und man lässt sie in Ruhe. Ich hoffe, dass dies auch die umherziehenden Bauern beherzigen werden. Gehe die gebräuchlichen Wege, und nur für die Nacht suche dir einen geschützten Platz in einem Wald.«

Hofmeister stand auf, ging zur Truhe und holte eine kleine Glasflasche hervor. Er setzte sich wieder zu Anna Maria und drückte ihr das Fläschchen in die Hand.

»Kannst du dich daran noch erinnern?«

Anna Maria nickte.

»Auch an die Wirkung und wie viele Tropfen du nehmen darfst?«

Wieder nickte sie.

»Dann ist es gut, mein Kind! Nimm das Fläschchen, vielleicht wird es dir auf der Reise dienlich sein.«

Anna Maria sah zur Truhe und nahm all ihren Mut zusammen. Jetzt fragte sie den Vater, was sie sich vor vielen Jahren, als sie schon einmal einen Blick in die Truhe erhascht hatte, nicht zu fragen getraut hatte.

»Verbirgt diese Kiste deine Vergangenheit, Vater?«

Hofmeister bejahte.

»Erzählst du mir, welche Bedeutung das Zeichen auf dem Papier hat?«

Sein Blick erstarrte. »Nein, Anna Maria, du weißt schon mehr, als gut für mich ist! Morgen werde ich versuchen zu erfahren, in welche Richtung deine Brüder aufgebrochen sind. Es wird sehr schwer sein, sie zu finden, aber es gibt immer Leute, die weiterhelfen können. Wir müssen auf Gott vertrauen!«

Damit schien das Gespräch beendet, doch Anna Maria hatte noch etwas auf dem Herzen: »Vater, wenn ich fort bin, dann bitte ich dich, dass Sarah meinen Platz auf dem Hof einnehmen kann.«

Kaum hatte sie den Namen von Hofmeisters Schwiegertochter

ausgesprochen, verfinsterte sich sein Gesicht. Doch Anna Maria ließ sich davon nicht beirren: »Sie hat bewiesen, dass sie eine anständige und fleißige Frau ist. Keine andere hätte nach einem solch schlimmen Unfall zu ihrem Liebsten gestanden. Doch Sarah ist trotz der schweren Verletzung bei Jakob geblieben. Obwohl du ihr das Leben nicht leicht gemacht hast, hat sie ihn geheiratet. Gesteh ihr das Recht der Bäuerin zu!«

Hofmeister wusste, dass er keine andere Wahl hatte. Er konnte die Schwiegertochter nicht übergehen, schließlich war sie die Frau des Hoferben.

»Ich werde es diesem Weibsbild aber nicht sagen!«

»Musst du nicht, Vater! Ich werde mit Sarah sprechen.«

Einige Tage später, am frühen Morgen stand Anna Maria, gekleidet in den Pilgerumhang und mit dem Pilgerstab in der Hand, auf dem Hof, um sich zu verabschieden. Liebevoll umarmte sie ihren ältesten Bruder Jakob, seine Frau Sarah und deren kleine Tochter Christel. Ihr jüngster Bruder Nikolaus klammerte sich an ihren Umhang. Ihm fiel der Abschied besonders schwer, deshalb versuchte sie ihn mit leisen Worten zu beruhigen. Auch die Knechte und Mägde hatten sich versammelt. Seit dem Tod der Mutter hatte Anna Maria die Pflichten der Bäuerin übernommen. Sie hatte mit strenger, aber gerechter Hand die Arbeit der Mutter fortgeführt und war beim Gesinde beliebt.

Nun ging sie zu ihrer Schwägerin Sarah und bat sie freundlich: »Solange ich fort bin, möchte ich, dass du meinen Platz als Bäuerin einnimmst.« Als Sarah etwas erwidern wollte, unterbrach Anna Maria sie sogleich: »Ich habe mit dem Vater gesprochen. Er ist einverstanden und wird es zulassen.«

Mit großen Augen sah Sarah nun zu ihrem Mann, der aufmunternd seinen gesunden Arm um sie legte. Dann wandte sie sich wieder Anna Maria zu und nickte stumm.

Die Magd Lena kam mit einem Bündel aus dem Haus gelaufen, das sie Anna Maria mit den Worten überreichte: »Hier, mein Kind, damit du nicht verhungerst. Komm gesund mit deinen beiden Brüdern nach Hause.«

Anna Maria war gerührt und rang für einen kurzen Augenblick um Fassung. Doch rasch fing sie sich wieder und erwiderte lächelnd: »Ja, Lena, das verspreche ich!«

Dann trat sie einige Schritte zurück und schaute hinauf zu der Stube ihres Vaters. Wie sie gehofft hatte, stand er am Fenster und blickte zu ihr herunter. Sie hatte nicht erwartet, dass er sich vor allen von ihr verabschieden würde. Doch als er seine Hand zum Gruß hob, überkam sie ein Gefühl der Ruhe. Wärme breitete sich in ihrem Körper aus. Das tiefe Gefühl der Verbundenheit zwischen sich und dem Vater hatte sie viele Jahre zuvor schon einmal spüren können. Damals, als ihr Bruder Peter schwer verletzt war und der Vater sie ins Vertrauen gezogen hatte.

Sie hob den Pilgerstab, um den Gruß des Vaters zu erwidern, und schritt entschlossen zum Tor hinaus.

Gegen Abend schmerzten Anna Marias Füße, und sie hatte Blasen an den Fersen. In einem Waldstück, etwas abseits des Weges, suchte sie sich an einem Bachlauf einen Schlafplatz für die Nacht.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht zog sie die neuen Lederbundschuhe aus, die der Vater ihr hatte anfertigen lassen. Erleichtert kühlte sie die Füße im kalten Wasser.

Sie nahm ein Stück Brot aus dem Beutel und schnitt sich eine dicke Scheibe von der Grauwurst ab, die Lena ihr eingepackt hatte. Zufrieden und hungrig nahm sie ihr Mahl zu sich. Den Durst löschte sie mit dem klaren Wasser des Bachs. Als sie nach einem Apfel im Beutel suchte, spürte sie die kleine Glasflasche in ihrer Hand. Mit gemischten Gefühlen zog sie das Behältnis hervor. Ein Lichtstrahl brach sich im Glas und ließ die Flüssigkeit dunkelblau leuchten. Anna Maria drehte die kleine Flasche hin und her.

Schon einmal war ihr Bruder Peter dem Tod nahe gewesen, und nur weil der Vater besonnen gehandelt hatte, war er am Leben geblieben. Anna Maria erinnerte sich genau an den Tag, der so harmlos begonnen hatte und beinahe in einer Tragödie geendet hätte.

Mehlbach, November 1521

Aufgeregte Stimmen drangen an das Ohr des schlafenden Mädchens. Zuerst hörte es diese nur schwach. Wie zarte Melodien, die langsam anschwellen, wurden die Geräusche lauter und weckten Anna Maria. Die Augen aber hielt sie geschlossen, sie spürte nur, dass ihre Nasenspitze und der rechte Arm, der unverhüllt auf der Decke gelegen hatte, kalt waren. Fröstelnd zog sie den Arm unter die warme Bettdecke und umschlang ihre Beine.

»Es ist eisig geworden, nicht wahr?« vernahm sie eine Stimme.

Erschrocken öffnete Anna Maria die Augen und schaute in das Gesicht ihres jüngsten Bruders Nikolaus, der vor ihrem Bett stand. »Bist du närrisch, mich so zu erschrecken?«, fuhr sie ihn an. Doch schnell beruhigte sie sich wieder, gähnte und fragte: »Was willst du?«

»Mutter schickt mich. Du sollst mehr Mehl mahlen. Außerdem sind die Tante und der Onkel von der Rauscher Mühle schon da.«

»Dann sind sie aber sehr früh losgefahren«, sagte Anna Maria verwundert. Obwohl es noch dunkel war, konnte man auf dem Hof bereits reges Treiben hören.

»Ist Vater schon unten?«

Nikolaus schüttelte den Kopf. »Nein, er schläft noch ... Das ist auch gut so ...«

Fast mitleidig sah sie ihren Bruder an. Erst gestern hatte Nikolaus vom Vater mit dem Riemen Schläge bekommen. Sie hatte ihn weinend im Hühnerstall gefunden und ihn getröstet. Auf ihre Frage, warum er eine Tracht Prügel bekommen hatte, wollte er nicht antworten. Das Mädchen wusste, dass der Vater keinen Grund benötigte, um seine Kinder zu züchtigen. Nur zu schnell rutschte ihm die Hand aus – besonders bei seinem Jüngsten.

»Dann werde ich mich jetzt ankleiden.«

Als ihr Bruder keine Anstalten machte zu gehen, sagte sie: »Dreh dich zur Seite, Nikolaus.«

»Warum?«, fragte er mürrisch und setzte sich auf die Bettkante.

»Damit du mir nicht beim Ankleiden zuschauen kannst.«

Seit Anna Maria festgestellt hatte, dass sich ihr Körper veränderte, hätte sie ihre Brüste am liebsten unter einem weiten Kittel versteckt. Es war ihr unangenehm, zumal sie nun, mit dreizehn Jahren, die Blicke der Knechte schon auf sich spürte.

»Aber ich weiß doch, dass deine Brust schon fast so groß ist wie die von Lena ...«

Mit hochrotem Kopf fauchte Anna Maria ihn an: »Dreh dich um oder ich werde dir eine Abreibung geben, die du nicht vergessen wirst.«

Außerdem erzähle ich es dem Waldgeist, und der zieht dich zwischen die Wurzeln der großen Eiche, wo er wohnt.«

Anna Marias Drohung hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Erschrocken sprang der Sechsjährige auf und verließ rasch die Kammer der Schwester.

Anna Maria ging ins Backhaus, wo die Magd Hilde gerade dabei war, Brotteig in den hohen Ofen zu schieben. Bereits mehrere fertig gebackene Brotläibe lagen zum Abkühlen auf dem Tisch.

»Ich hatte doch genug Mehl gemahlen. Warum benötigst du noch mehr?«

Schwitzend zog die Magd die nächsten gebackenen Laibe aus dem Backofen hervor. Statt zu antworten, wies sie mit dem Kinn in eine Ecke des Raumes. Dort lagen vier verkohlte Brote.

»Du dummes Ding hast sie verbrennen lassen!«, schimpfte Anna Maria. Obwohl sie jünger als Hilde war, konnte sie sich als Tochter des Bauern solch eine Zurechtweisung erlauben.

Die Magd blieb weiter stumm und legte erneut Teig auf den Schieber. Anna Maria konnte am Blick der Magd erkennen, dass ihre Schelte sie nicht berührte.

Mürrisch holte Anna Maria den Schlüssel aus ihrer Rocktasche, öffnete die Kornkiste und entnahm mit einer Holzschaufel Weizen. Vorsichtig, damit kein Korn verloren ging, füllte sie den Weizen in das Steinloch der Mehlmühle. Dann drehte sie gleichmäßig die Kurbel der Mühle und zerrieb die Schale. In dem Holzkasten, in dem die Steinmühle stand, sammelte sich das helle Mehl. Als Anna Maria genügend Weizen gemahlen hatte, füllte sie das Mehl in eine Schüssel und stellte sie der Magd auf den Tisch.

»Hier, das müsste reichen.« Im Hinausgehen fügte sie noch hinzu: »Aber pass dieses Mal auf, dass das Brot nicht wieder verbrennt!«

Anna Maria ahnte, dass ihr das Mädchen hinter ihrem Rücken die Zunge herausstrecken würde.

Erst im letzten Jahr hatte die Mutter der Tochter die Aufgabe des Mehlmahls anvertraut, denn nur so konnte sie sichergehen, dass nicht ein Korn verschwendet würde.

Mit knurrendem Magen ging Anna Maria ins Küchengebäude. Als die Mutter sie sah, strich sie ihr liebevoll die Mehlspuren aus dem Gesicht.

»Hunger?«, fragte sie die Tochter. Ohne eine Antwort abzuwarten, stellte sie ihr eine Schüssel mit warmem Hirsebrei und einen Becher Milch auf den Tisch.

»Zur Feier des Tages«, sagte die Mutter, als sie etwas Honig in den Brei fließen ließ. Mit einem breiten Lächeln bedankte sich Anna Maria und aß gierig das süße Frühstück.

Zwischen zwei Bissen sagte sie zur Mutter: »Nikolaus hat behauptet, dass die Tante und der Onkel schon da seien, aber ich habe sie nirgends gesehen.«

»Dein Onkel Willi ist im Stall und schaut nach dem Vieh, und deine Tante Margarete musste sich nach dem Frühstück ein wenig hinlegen, da sie die Anreise erschöpft hat.«

Erstaunt hielt Anna Maria inne und sah die Mutter fragend an. Diese zwinkerte nur. Tante Margarete war dafür bekannt, dass sie sehr gerne aß – meist so viel, dass ihr schlecht wurde. Außerdem suchte sie stets nach einer Ausrede, um sich vor der Arbeit zu drücken. Dazu hätte man ja schließlich das Gesinde, meinte sie. Dass es bei einem Schlachtfest hektisch zugeht und man jede helfende Hand brauchen konnte, davon wollte sie nichts wissen. Mittlerweile war die Mutter sogar froh, wenn die Tante sich während der Arbeit nicht blicken ließ, da sie nur untätig im Weg herumstand.

Anna Maria hatte gerade den letzten Löffel in den Mund geschoben, als die Tür aufging und ihr Vater vor ihr stand.

»Hast du nichts zu schaffen?«, fragte er schroff.

»Doch, Vater!«, antwortete die Tochter und stand sogleich von ihrem Stuhl auf. Im Hinausgehen hörte sie, wie er gebratene Eier verlangte.

›Solche bekommen wir nur an Festtagen‹, dachte Anna Maria. Als sie auf den Hof trat, hörte sie die Schweine im Stall quieken und sah ihren ältesten Bruder, wie er mit einem Strick darin verschwand.

Plötzlich vernahm das Mädchen die donnernde Stimme des Vaters in ihrem Rücken. »Jakob!«, brüllte er über den Hof. Sogleich steckte dieser den Kopf aus der Stalltür.

»Du sorgst dafür, dass der Hannes nicht solch eine Sauerei macht wie beim letzten Mal. Ich will das Blut in der Schüssel und nicht auf dem Boden haben. Ist das klar?«

»Ja, Vater!«, erwiderte Jakob und ging zurück in den Stall.

»Du stehst ja noch immer unnütz herum! An die Arbeit, aber schnell!«, fuhr der Vater nun seine Tochter an.

Zwar tat Anna Maria, als befolge sie den Befehl. Aber als der Vater im Haus verschwunden war und ihr Bruder Jakob mit dem ersten Schwein am Strick erschien, lief das Mädchen die kleine Anhöhe hinterm Hof hinauf.

Seit vor einigen Jahren ein Schwein mit abgeschlagenem Ohr dem Schlachter entwischt und blutend und schreiend auf Anna Maria zugehauert war, vermied sie es, beim Abstechen dabei zu sein.

Jakob würde auf zwei Fingern pfeifen, wenn die beiden Schweine tot waren. Da der Vater sich erst wieder blicken lassen würde, wenn die Schweinehälften am Haken hingen, würde er ihr Verschwinden nicht bemerken.

Als das Mädchen weit genug vom Hof weg war, sang es zuerst leise, dann mit kraftvoller Stimme ein Lied. Es wusste, dass sein Gesang auf dem Hof nicht zu hören war. Zum Glück! Denn weder malen noch singen erlaubte der Vater seiner Tochter.

An manchen Sonntagen, wenn die Arbeit ruhte und Anna Maria den Vater im Gasthof im Nachbardorf Katzweiler wusste, ging sie tief in den Wald zum stillgelegten Steinbruch.

Dort malte sie mit Holzkohle Bilder an die Steinwände. Aus der Erinnerung heraus konnte Anna Maria Tiere des Waldes zeichnen. Egal ob Fuchs, Hase oder Maus – jedes Bild sah so lebendig aus, als

ob die Tiere einem entgegenspringen würden. Auf der Wand des Steinbruchs fand sich kaum eine Stelle, die nicht bemalt war.

Anna Maria hatte lange mit sich gerungen, bevor sie sich ihrem Bruder Peter anvertraute und ihm die bemalten Wände zeigte. Sie erinnerte sich, wie er die Zeichnungen voller Bewunderung betrachtet hatte.

»Kleine Schwester, du machst mir Angst. So etwas habe ich noch nie gesehen, als ob die Tiere jeden Moment anfangen würden zu atmen.«

Anna Maria hatte vor Stolz gestrahlt. Doch dann hatte Peter gemurmelt: »Wie von Teufelshand geschaffen!«

Das hatte sie so erschreckt, dass sie in Tränen ausgebrochen war. Als ihr Bruder begriff, was er da soeben gesagt hatte, versuchte er rasch, sie zu beruhigen: »So habe ich es nicht gemeint, Anna Maria! Es ist nur, ich kenne niemanden, der so etwas kann. Wenn Vater davon wüsste, er würde dich so schlimm züchtigen, dass du nicht mehr sitzen könntest. Du weißt, dass er das nie sehen darf.«

Das Mädchen wusste, wie sehr ihr Bruder recht hatte. Käme ihr Vater je hinter ihr Geheimnis, so würde das schlimme Folgen für sie haben. Erst vor Kurzem hatte er ihr eine schallende Ohrfeige gegeben, als sie beim Äpfelschälen laut ein Liedchen geträllert hatte. Dabei war es ein Dankeslied gewesen, das sie in der Kirche gehört hatte.

»Willst du unseren Herrgott verspotten?«, hatte der Vater sie mit zornig funkelnden Augen angeschrien. Allein um ihre hausfraulichen Pflichten solle sie sich kümmern. »Nur dafür hat dich unser Herrgott erschaffen!«

Anna Maria wusste, dass sie sich auf ihren älteren Bruder Peter verlassen konnte und ihr Geheimnis bei ihm sicher war. Schließlich hatte er oft am eigenen Leib zu spüren bekommen, wie es sich anfühlte, wenn der Vater wütend war.

Als Jakobs Pfiff ertönte, ging Anna Maria zurück zum Hof. Das Stimmengewirr, das sie bereits kurz vor den Stallungen empfing, ließ die vielen Menschen auf dem Hof erahnen. Beim Schlachten halfen stets

Nachbarn mit, zumal es hieß »Wurst wider Wurst« – was nichts anderes bedeutete, als dass bei jedem Schlachtfest jeder dem anderen von seinem Schwein etwas abgeben musste. Solange die Wege schneefrei waren, ließen es sich auch Verwandte aus den umliegenden Dörfern nicht nehmen, in das kleine Bauerndorf Mehlbach zu kommen. Konnten sie sich doch an der Wurstsuppe satt essen und über die neuesten Geschehnisse plaudern. So erkannte Anna Maria schon von Weitem die schrille Stimme ihrer Tante von der Rauscher Mühle.

Beide Schweine lagen tot im Hof. Eines war bereits ausgeblutet, aus dem anderen lief nur noch ein schwaches rotes Rinnsal. Jakob hatte sorgsam darauf geachtet, dass der Knecht das Blut in einem Trog auffing und kaum etwas danebenging.

Ein anderer Knecht übergoss die Schweine mehrmals mit heißem Wasser. Peter reichte seiner Schwester ein scharfes Messer, mit dem sie die Haut abschaben sollte. Eifrig sammelte Nikolaus die abgeschabten Borsten ein. Er wusch und sortierte sie der Größe nach, denn fahrende Händler würden sie im Frühjahr kaufen.

Nachdem Anna Maria die Schweine gesäubert hatte, band Peter beiden Tieren einen Strick um die Hinterläufe, um sie auf ein Gerüst hochziehen zu können.

Das Ausnehmen der Schweine ging den Knechten leicht von der Hand. Lachend und feixend trieben sie sich gegenseitig an, denn wenn die Hälften am Haken hingen, bekamen die Männer den ersten Selbstgebrannten zu trinken.

»Ist das Schweinchen hakenrein, muss erst mal getrunken sein«, riefen sie dann und prosteten sich zu. Bald würde es auch Essen geben, und darauf freuten sich alle.

Als Anna Maria den Knechten Tröge und Schüsseln für die Innereien auf den Boden stellte, sah sie, wie Jakob den Kindern aus der Nachbarschaft heimlich die abgeschnittenen Schweineschwänze zusteckte.

Es war ein alter Brauch, der vor allem die Jüngsten erfreute. Der abgeschnittene Schweineschwanz wurde einem Erwachsenen heimlich

am Hinterteil befestigt. Und wenn der es nicht bemerkte und mit diesem Schwänzchen hin und her lief, hatten alle ihren Spaß.

Heute sollte der alte Stiegelmeier als Erster zum Gespött der Leute werden. Mit glühenden Wangen versuchte Nikolaus, ihm ein Schwänzchen anzubinden, was Anna Maria ein lautes Lachen entlockte.

»Wir brauchen frisches Wasser, um die Därme zu putzen!«, rief ihr Peter zu und hielt ihr den leeren Eimer hin.

Das Mädchen verscheuchte die Katzen, die das Blut aufleckten, das sich in kleinen Pfützen am Boden des Schlachtplatzes gesammelt hatte. Erschrocken kräehend flog ein Hahn hoch und brachte sich auf dem Heukarren in Sicherheit.

Als sie am Brunnen Wasser schöpfte, kam der Vater aus dem Haus. Mit kritischem Blick prüfte er die Schweinehälften und das aufgefangene Blut. Wortlos nickend schickte er Peter den Selbstgebrannten holen.

Das Wasser schwappte aus dem Eimer und durchnässte Anna Marias Schürze, als sie ihn vor die Füße des Bruders stellte. Ihr Vater bedachte das Mädchen mit einem kurzen Blick.

»Rühr das Blut im Kessel, damit es nicht gerinnt!«, ordnete er an, bevor er einen Knecht anwies, die Haxe mit einem wuchtigen Schlag zu zerteilen.

Kaum hatte Anna Maria den großen Rührlöffel, der mehr einem Paddel als einem Löffel glich, in der Hand, als sie die Stimme ihrer Tante Käthe vernahm.

Käthe, genannt Kättsche, war die unverheiratete Schwester ihrer Mutter und verfolgte Anna Maria stets, indem sie von dem Mädchen ein Versprechen forderte: »Gell, Mädchen, du vergisst es Kättsche nicht und sorgst dafür, dass dein Vater ihr was vererben tut!«

»Aber Tante Kättsche, du bist doch älter als der Vater und wirst sicher vor ihm sterben«, entgegnete Anna Maria dann mit schonungsloser Ehrlichkeit.

Daraufhin verfinsterte sich der Ausdruck in den Augen der gebeugten Alten. Mit ihrem dünnen, krummen Zeigefinger fuchtelte

sie vor den Augen des Mädchens herum und brachte krächzend hervor: »Der Herrgott hat gehört, dass du mir den Tod wünschst. Er wird dich richten, ebenso wie deinen Vater, den Saubauer!« Dabei sah sie ängstlich zu Anna Marias Vater hinüber, der mit kritischem Blick überwachte, wie die Rippenstücke der Schweine zersägt und zerteilt wurden.

Anna Maria hörte der Alten kaum zu, da sie sich bei fast jedem Zusammentreffen dieselbe Litanei von ihr anhören musste. Nach dem ersten Mal hatte sie dem Vater von Käthes Worten berichtet. Der hatte damals nicht gezögert, die Tante am Arm aus dem Hoftor zu zerren und ihr eine schallende Ohrfeige zu geben, als die Alte ihn verfluchte. Ein Jahr lang war Käthe nicht mehr auf dem Gehöft der Hofmeisters erschienen. Die Mutter hatte die Kinder mit Essen und Brennholz zu ihr geschickt. Erst die Verlockung, am Schlachttag ein ordentliches Stück Fleisch mit nach Hause nehmen zu können, ließ Käthe die Angst vor dem Bauern im folgenden Winter vergessen. Allerdings vermied sie die unmittelbare Begegnung mit dem alten Hofmeister. Der duldete sie zwar trotz des Zwischenfalls, bedachte sie aber hin und wieder mit einem bösen Blick.

Als Käthe merkte, dass sie Anna Maria auch dieses Mal kein Versprechen entlocken konnte, zog sie ihr schwarzes Kopftuch tiefer in die Stirn und ging zu den Knechten hinüber in der Hoffnung, etwas vom Schnaps abzubekommen.

Nachdenklich schaute das Mädchen der Frau hinterher. Im Herzen tat die Tante der jungen Anna Maria leid. Käthe hatte niemanden, der sich um sie sorgte. Sie lebte allein in einem zerfallenen Haus am Rande des Mehlbachs, der dem Ort seinen Namen gab. Selten ließ sich Käthe im Dorf blicken, nur sobald geschlachtet wurde, konnte man sie auf vielen Bauernhöfen der näheren Umgebung antreffen. Mitleidig steckten ihr die Bäuerinnen gepökeltes Fleisch für die kalten Tage zu.

Von der Mutter wusste Anna Maria, dass Käthe in jungen Jahren mit einem feschen Burschen aus der Nachbarschaft verlobt gewesen war.

Doch als er eines Tages fortging und nicht mehr zurückkam, war Käthe dem Gespött der Leute ausgesetzt gewesen. Man hatte ihr voller Häme vorgeworfen, dass sie den Burschen mit ihrem ewigen Gezeter verscheucht hätte. Tatsächlich war Käthe kein einfacher Mensch, und ihretwegen hatte es manchen Streit in der Familie gegeben. Trotzdem leugnete sie jahrelang, dass ihre Verlobung aufgelöst worden war. Stattdessen behauptete sie stur, ihr Bräutigam würde eines Tages zurückkehren. Doch die Jahre gingen dahin. Käthe wurde alt, einsam und verbittert.

Das Kläffen der Hofhunde, die sich um einen Knochen stritten, lenkte Anna Maria von ihren Gedanken ab. Ihr Arm schmerzte vom Rühren, deshalb sah sie sich nach ihrem nur wenig jüngeren Bruder Matthias um. Er sollte sie ablösen, doch sie konnte ihn nirgends entdecken.

»Jakob, weißt du, wo Matthias ist?« Der Bruder blickte scheu zum Vater und schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Er soll mich ablösen, mein Arm schmerzt«, fügte Anna Maria hinzu, doch statt einer Antwort trat der Vater an den Topf und steckte den Finger in die dunkle, heiße Masse.

»Nehmt den Topf vom Feuer«, befahl er seinen beiden Kindern und leckte sich die dickflüssige, braune Masse vom Finger. »Und du, Anna Maria, sag der Mutter, dass ich Hunger habe. Sie soll mir von dem Schweinehirn für die morgige Brotzeit etwas aufheben, bevor die Gäste alles auffressen.«

Würziger Bratengeruch empfing das Mädchen in der Waschküche, wo mehrere Frauen vor Hitze und Anstrengung schwitzten. Mit scharfen Wiegemessern zerkleinerten die beiden Mägde Lena und Hilde Fleischstücke, um später mit der Masse die Därme zu stopfen. Die Leber der Schweine wurde zu einem Brei zerschnitten und gewürzt. Gemeinsam hatten die Mutter und Lena bereits die Hälfte der Innereien in heißem Fett gebraten und mit gedünsteten Zwiebeln und ausgelassenem Speck abgeschmeckt. Anna Maria wiederholte, was der Vater ihr aufgetragen hatte, und die Mutter nickte.